

Jahrbuch der
Heinrich-Heine-Universität
Düsseldorf

Heinrich Heine
HEINRICH HEINE
UNIVERSITÄT
DÜSSELDORF

2006/2007



Heinrich Heine

**Jahrbuch der
Heinrich-Heine-Universität
Düsseldorf
2006/2007**

**Herausgegeben vom Rektor
der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
Univ.-Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch**

**Konzeption und Redaktion:
Univ.-Prof. em. Dr. Hans Süßmuth**

Inhalt

Vorwort des Rektors	11
Gedenken	17
Rektorat	19
ANNIKA MORCHNER, RAIMUND SCHIRMEISTER und ALFONS LABISCH (Rektor) Der Corporate-Identity-Prozess an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf	21
ULF PALLME KÖNIG (Kanzler) Grundsätzliche Überlegungen zu Perspektiven der Zentralen Universitäts- verwaltung der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf im Zuge des Hoch- schulfreiheitsgesetzes	29
Medizinische Fakultät	
<i>Dekanat</i>	53
<i>Neu berufene Professorinnen und Professoren</i>	55
BERND NÜRNBERG (Dekan) Chancen und Herausforderungen einer sich wandelnden Hochschulmedizin	63
ANTONIA M. JOUSSEN Wieder lesen können? Möglichkeiten und Grenzen in der Therapie der altersbedingten Makuladegeneration	69
MICHAEL SCHÄDEL-HÖPFNER und JOACHIM WINDOLF Handchirurgie – Ein neues Fachgebiet am Universitätsklinikum Düsseldorf	83
UTE SPIEKERKÖTTER und ERTAN MAYATEPEK Angeborene Störungen der Fettsäurenoxidation – Erfolge des Neugeborenen Screenings, Mausmodelle und Pathogenese	93
RÜDIGER E. SCHARF, ANDREA GERHARDT, VOLKER R. STOLDT und RAINER B. ZOTZ Klinische und experimentelle Thromboseforschung – Genetische Deter- minanten, molekulare Mechanismen und therapeutische Strategien bei thrombotischen Komplikationen	105

STEPHAN ROTH, HANS-GEORG BENDER, WILFRIED BUDACH, PETER FEINDT, HELMUT ERICH GABBERT, RAINER HAAS, DIETER HÄUSINGER, WOLFRAM TRUDO KNOEFEL, CAROLIN NESTLE-KRÄMLING, HANS-JAKOB STEIGER, JÖRG SCHIPPER und KLAUS-WERNER SCHULTE Aktuelle Entwicklungen der interdisziplinären Krebstherapie	127
NORBERT GATTERMANN Eröffnung der Universitätstumorambulanz	155
Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät	
<i>Dekanat</i>	163
<i>Neu berufene Professorinnen und Professoren</i>	165
PETER WESTHOFF (Dekan) Die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät und die Herausforderungen der Zukunft	179
DETLEV RIESNER Infektiöse Moleküle: Viroide und Prionen	183
GEORG GROTH Strukturbestimmung von Proteinen als Schlüssel zum molekularen Mechanismus	215
THOMAS J. J. MÜLLER Multikomponenten- und Dominoreaktionen in der diversitätsorientierten Organischen Synthese	227
BETTINA M. PAUSE Emotionale Kommunikation mittels chemischer Signale	245
Philosophische Fakultät	
<i>Dekanat</i>	255
<i>Neu berufene Professorinnen und Professoren</i>	257
ULRICH VON ALEMANN (Dekan) Die Zukunft der Düsseldorfer Geistes- und Sozialwissenschaften: Zwischen Humboldt und Henkel, Heine und Heute	261
DIETRICH BUSSE Sprache – Kognition – Kultur Der Beitrag einer linguistischen Epistemologie zur Kognitions- und Kulturwissenschaft	267
PETER MATUSSEK Stille Blicke. Zur Naturlyrik des ‚vorkritischen‘ Goethe	281

GERHARD VOWE Mediatisierung? Mediendemokratie? Mediokratie? Ein theoretischer Ansatz auf dem Prüfstand	295
PETER H. HARTMANN und INGA HÖHNE Freizeitmuster und soziale Strukturen in Düsseldorf – Ein Weg zur Bestimmung neuer Zielgruppen	311
RALPH WEISS Nach dem „Deutschen Sommermärchen“ zurück im alltäglichen Politikverdross – Wie Medien politische Stimmungslagen beeinflussen und von welchen Kontexten der Medieneinfluss abhängt	333
Gastbeitrag	
ULRICH VON ALEMANN Vorwort zum Gastbeitrag von Lothar Schröder	349
LOTHAR SCHRÖDER Heinrich Heine: „Die Pragreise“ (1824) oder: Rekonstruktion eines spektakulären Handschriftenfonds	351
Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät	
<i>Dekanat</i>	361
<i>Neu berufene Professorinnen und Professoren</i>	363
CHRISTOPH J. BÖRNER (Dekan) Strategische Positionierung und Profilierung von Universitäten und Fakultäten aus betriebswirtschaftlicher Sicht	365
H. JÖRG THIEME Soziale Marktwirtschaft – Denkfehler oder Gestaltungsdefekte?	381
GUIDO FÖRSTER Steuerliche Probleme bei der Abfindung von Pensionszusagen an Gesellschafter-Geschäftsführer einer GmbH	391
Juristische Fakultät	
<i>Dekanat</i>	407
<i>Neu berufene Professorinnen und Professoren</i>	409
JOHANNES DIETLEIN (Dekan) Die Düsseldorf Law School – Innovation im Zeichen des Hochschulfreiheitsgesetzes	413
DIRK OLZEN Das Dr. med. Micheline Radzyner-Institut für Rechtsfragen der Medizin....	419

KARSTEN ALTENHAIN und MICHAEL HAIMERL Die Praxis der Urteilsabsprachen in Wirtschaftsstrafverfahren – Ergebnisse eines drittmittelfinanzierten juristischen Forschungsprojekts	421
DIRK LOOSCHELDERS und LOTHAR MICHAEL Zur Gründung eines Instituts für Versicherungsrecht	437
JOHANNES DIETLEIN Interessenkonflikte bei der Besetzung von Sparkassengremien	443
Gesellschaft von Freunden und Förderern der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf e.V.	
OTHMAR KALTHOFF Jahresbericht 2006	469
Forscherverbände der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf	
ANDREA VON HÜLSEN-ESCH, MONIKA GOMILLE, HENRIETTE HERWIG, CHRISTOPH AUF DER HORST, HANS-GEORG POTT, JOHANNES SIEGRIST und JÖRG VÖGELE Kulturelle Variationen und Repräsentationen des Alter(n)s	473
Nachwuchsforschergruppen an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf	
ANNETTE M. SCHMIDT Magnetoaktive weiche Materie – Von der Kombination magnetischer Zwergel mit flexiblen Kettenmolekülen	491
Institute an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf	
<i>Das Düsseldorfer Institut für Außen- und Sicherheitspolitik</i>	
RALPH ALEXANDER LORZ und RAINER WINKLER Das Düsseldorfer Institut für Außen- und Sicherheitspolitik – Ein unabhängiges interdisziplinäres Forum an der Heinrich-Heine-Universität	505
<i>Institut „Moderne im Rheinland“</i>	
GERTRUDE CEPL-KAUFMANN Der „Arbeitskreis zur Erforschung der Moderne im Rheinland“ als An-Institut an der Heinrich-Heine-Universität	515
Kooperationen der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf	
<i>Konfuzius-Institut Düsseldorf</i>	
PETER HACHENBERG und LI XUETAO Das Konfuzius-Institut Düsseldorf an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf e.V. – Gründung, Programm und Perspektiven	533

Ausgründungen aus der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

KARL-ERICH JAEGER, WERNER HUMMEL und THORSTEN EGGERT evocatal GmbH – Eine neue Biotech-Firma aus der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf	545
--	-----

Zentrale Einrichtungen der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek

IRMGARD SIEBERT Die Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf als Teil der Landesbibliotheksstruktur in Nordrhein-Westfalen	555
--	-----

Zentrum für Informations- und Medientechnologie

STEPHAN OLBRICH und SEBASTIAN MANTEN Hochleistungsrechnen und parallele Programmierung: Service für sowie Gegenstand von Forschung und Lehre	575
--	-----

Geschichte der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

MAX PLASSMANN <i>Public Private Partnership</i> in der Nachkriegszeit – Das Rheinisch-Westfälische Institut für Übermikroskopie und die Medizinische Akademie Düsseldorf	593
---	-----

Forum Kunst

ANDREA VON HÜLSEN-ESCH Zum Sterben schön! Alter, Totentanz und Sterbekunst von 1500 bis heute – Eine Ausstellungsreihe in Nordrhein-Westfalen von September 2006 bis April 2007	605
--	-----

Chronik der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

ROLF WILLHARDT Chronik 2006/2007	635
---	-----

Campus-Orientierungsplan

Daten und Abbildungen aus dem Zahlenspiegel der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf	659
--	-----

Autorinnen und Autoren	673
-------------------------------------	-----

DIETRICH BUSSE

Sprache – Kognition – Kultur
Der Beitrag einer linguistischen Epistemologie zur
Kognitions- und Kulturwissenschaft

In diesem Beitrag geht es um das Verhältnis von Sprachwissenschaft, Kognitionswissenschaft und Kulturwissenschaft. Ausgangspunkt ist dabei das für die linguistische Semantik wie für die kognitive Semantik und für kulturwissenschaftliche Ansätze (etwa wie Begriffsgeschichte oder Diskursanalyse) gleichermaßen wichtige Problem des verstehensrelevanten Wissens. Zugleich steht die hier zu diskutierende Problematik in engem Konnex zu Fragen der Medialität.

Ich gehe bei meinen Überlegungen zunächst davon aus, dass verschiedene Ebenen oder Stufen der Medialität unterschieden werden können und müssen. Sprache wäre nach dieser Auffassung ein Medium ersten Ranges (man könnte sie auch ein Primärmedium nennen). Auf einer zweiten Ebene wären dann die medialen Modalitäten zu unterscheiden, in denen Sprache artikuliert werden kann. Hierzu rechne ich mit Bezug auf die Sprache etwa die Ebenen der Schriftlichkeit und der Mündlichkeit (als zwei eng ineinander verflochtene Zeichensysteme, die aber dennoch nicht als identisch missverstanden werden dürfen – auch nicht in zeichentheoretischer Hinsicht). Man könnte sie Medien der zweiten Ebene (oder Sekundärmedien) nennen. Zu dieser zweiten Ebene zählen neben sprachbezogenen Zeichensystemen auch andere Ebenen der Semiose, wie etwa Bildmedien, akustische Phänomene (insofern sie Zeichencharakter haben, wie z. B. Programm Musik) und deren charakteristische Kombinationen (die durchaus aufgrund von Synergieeffekten im Zuge von bewusst gestalteten „Synästhesien“ eine eigene Ebene der Zeichenhaftigkeit und Medialität begründen können, wie z. B. in modernen Filmen). Erst auf einer dritten Ebene kommen meines Erachtens diejenigen Medien hinzu, die heutzutage unter Überschriften wie „Medienwissenschaften“ oder „Medienkulturwissenschaften“ untersucht und diskutiert werden, wie z. B. Fernsehen, Internet, Printmedien und Verwandtes.

Nach dieser Auffassung wäre die Sprachwissenschaft eine Medienwissenschaft ersten Ranges (oder erster Stufe), die dann, wenn sie diesen Umstand auch in ihren Theorien und Methoden berücksichtigt, nützliche Erklärungen und Beschreibungen liefern kann, die für die Erforschung der nachfolgenden Ebenen der Medialität und Kulturalität Gewinn bringend wären. Warum kann eine entsprechend konzipierte Sprachwissenschaft gerade auch zu einer Erforschung von Sprache in Relation zu Kognition, Medialität und Kulturalität einen wesentlichen Beitrag leisten? Sie kann dies, wenn sie sich bemüht, die Bedingungen des Funktionierens von (sprachlichen) Zeichensystemen von Grund auf zu beschreiben

und aufzuklären. Diese Bedingungen sind freilich weitaus mehr, als sich die moderne Sprachwissenschaft (und Sprachtheorie) nach ihren allbekanntesten paradigmatischen Verengungen des 20. Jahrhunderts¹ wissenschaftlich anzugehen getraut hat.

Versteht man Sprache als ein Mittel (Medium) sozialer Kommunikation (im weitesten Sinne dieses Begriffs), dann ist das, was zu erklären ist, die Möglichkeit intersubjektiven Verstehens. Soll Sprachwissenschaft (Sprachtheorie) also zuallererst die Bedingungen der Möglichkeit für kommunikative Interaktion aufklären, muss sie die Bedingungen der Möglichkeit des Verstehens sprachlicher Zeichen und Zeichenfolgen zu ihrem Gegenstand machen. Eine wissenschaftliche Erklärung und Beschreibung von Verstehensvoraussetzungen sprachlicher Kommunikation kann aber nun nicht vor den in und mit der Sprache vermittelten Inhalten Halt machen.²

Da die Beschäftigung mit den „Inhalten“ (übrigens eine höchst problematische Metapher) innerhalb der Linguistik die Domäne der Semantik ist, bezeichne ich die hier von mir skizzierte Forschungsperspektive auch als „verstehenstheoretische Semantik“. Die wichtigsten Bedingungen der Verstehbarkeit sprachlicher Zeichen bzw. Zeichenketten beziehen sich auf das, was ich „verstehensrelevantes Wissen“ nenne. Eine verstehenstheoretisch orientierte Semantik³ ist also zunächst und vor allem Wissensanalyse; sie ist Teil einer Forschungsperspektive, die ich zur Präzisierung ihrer Ziele seit einiger Zeit „linguistische Epistemologie“ nenne.⁴

Eine linguistische Epistemologie, also eine mit linguistischen Mitteln arbeitende, auf die je konkreten Funktionen von Sprachzeichen (und der Relationen, die sich durch die Verkettungen zwischen ihnen ergeben) achtende Analyse des verstehensermöglichenden Wissens ist Teil einer umfassenderen sozial- und kulturwissenschaftlichen Epistemologie. Eine so aufgefasste Sprachwissenschaft (oder verstehenstheoretisch ausgerichtete Semantik) will daher keineswegs die Paradedisziplin einer neuen kultursemantischen Forschungsperspektive sein.⁵ Sie hat gegenüber manchen anderen Herangehensweisen jedoch den Vorzug, dass sie strikt (und akribisch) auf das (sprachliche) Material achtet, mit dem Wissen kommuniziert wird, und wie es genau unter Nutzung dieses Materials (Mediums) kommuniziert wird.

Eine Sprachwissenschaft, eine (linguistisch reflektierte) Semantik, die eine solche Forschungsperspektive verfolgt, die also vor allem auf die Funktionen und Funktionsweisen von Zeichen und Zeichenverkettungen (Sätzen, Texten) für kognitive Prozesse wie für die Konstitution des individuellen wie gesellschaftlichen Wissens achtet, könnte man auch als *funktionale Semantik* bezeichnen.⁶ Die Funktionalität, um deren theoretische Erklärung wie empirische Beschreibung es dann geht, ist zum einen eine kognitive Funktionalität,

¹ Als Stichworte sollen genügen: Strukturalismus, Logizismus, Generativismus.

² Wie es manche amerikanische Strukturalisten auf dem Höhepunkt der theoretisch-methodischen Verengung der „modernen“ Linguistik in den fünfziger Jahren tatsächlich einmal vorgeschlagen haben.

³ Der Linguist und *Frame*-Semantiker Charles Fillmore spricht von einer „interpretativen Semantik“ (Fillmore 1982).

⁴ Vgl. Busse (2007a) und (2007b).

⁵ Eine Wiederholung der Geschichte, wie sie mit der euphorischen Aufnahme des Strukturalismus in den europäischen Kultur- und Sozialwissenschaften in den 1960er Jahren geschah, als Farce ist nicht beabsichtigt.

⁶ Etwa so, wie in der linguistischen Syntax heute von einer funktionalen Syntax gesprochen wird. Vgl. für das Programm einer (erneuerten) kulturwissenschaftlichen Semantik die Arbeiten in Busse *et al.* (Hrsg., 2005).

zum anderen eine epistemologische.⁷ In diesem Sinne ist eine epistemologisch ausgerichtete Semantik immer eine funktional orientierte Semantik.

Ich gehe dabei davon aus, dass die Prinzipien des Funktionierens von Sprache und die Prinzipien der Konstitution und Konstruktion von Kognition und Episteme aufs Engste miteinander verflochten sind. Ohne an dieser Stelle vertieft in die Debatte um das Verhältnis von Sprache und Denken einsteigen zu wollen, dazu hier nur Randnotizen: Wissen, insofern es überhaupt kommunizierbar ist, ist immer zu einem erheblichen Ausmaß sprachlich geprägt. Der Begriff von „sprachlich“, der bei dieser Aussage verwendet wird, schließt immer die Ebene der „Inhalte“ mit ein.⁸ Ganz abgesehen davon, dass sich eine solche Perspektive schon bei der alten strukturalistischen Zeichentheorie von Ferdinand de Saussure ergibt, wonach das sprachliche Zeichen immer nur durch beide seiner zwei untrennbaren Seiten⁹ zusammen konstituiert wird, gibt es auch kognitionswissenschaftliche Evidenz für eine solche Auffassung.

Nach der hier vertretenen Auffassung stellt sich die Frage nach einer möglicherweise sprachunabhängig oder vorsprachlich existierenden Ebene der Konzepte bei der Beschreibung des Verhältnisses von Sprache und Kognition hinsichtlich der Sprache und Kognition der über Sprache verfügenden Menschen nicht.¹⁰ Insofern Menschen über eine Sprache verfügen und sie benutzen, ist davon auszugehen, dass – wie es Wilhelm von Humboldt so unnachahmlich ausgedrückt hat – „das Wort [...] dem Begriff [...] bedeutend von dem Seinigen hinzu [fügt].“¹¹

Nimmt man „Begriff“ hier als eine Chiffre für das Denken, die Episteme, die Wissensstrukturen, dann stellt sich das Verhältnis von Sprachelementen und Elementen des Wissens (der Kognition) nach von Humboldt also folgendermaßen dar: Auch wenn nicht der These einer völligen Identität von Sprache (z. B. der ihr inhärenten Semantik in ihrer Summe) und Wissen (bzw. Denken) das Wort geredet werden soll, so beeinflusst doch die Tatsache, dass Epistemisches nur (oder weit überwiegend) in sprachlicher Form veräußert und damit kommuniziert werden kann, erheblich die Struktur und den Gehalt des Wissens selbst. („Das Wort fügt dem Begriff von dem Seinigen hinzu.“) Wissens-elemente sind als solche nur identifizierbar, indem wir sprachliche Mittel haben, diese zu isolieren und zu evozieren. („Das Wort macht den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt.“) Ohne Wörter (sprachliche Ausdrucksmittel) gibt es keine identifi-

⁷ Das Verhältnis von Kognition und Episteme ist eng; dennoch zögere ich, beide als identisch zu betrachten. Hier wäre eine vertiefte Diskussion notwendig, die an dieser Stelle jedoch nicht geleistet werden soll und kann.

⁸ Kognitivisten sprechen hier meist von der „Ebene der Konzepte“, die manchmal fälschlicherweise als von der „Ebene der Sprache“ abtrennbar gesehen wird.

⁹ Ausdruck (*signifiant*) und Inhalt (*signifié*).

¹⁰ Kognitionsbezogene Evidenz bei Tieren legt es meines Erachtens nahe, von der Möglichkeit und Existenz einer vorsprachlichen Ebene der kognitiven Kategorienbildung auszugehen. Ob man das dann schon „Konzeptebene“ nennen sollte, ist äußerst fraglich. Man darf aber auch nie vergessen, dass es auch beim über Sprache verfügenden Menschen Bereiche oder Ebenen der Kognition gibt, die sich der Kategorisierung und mithin der Konzeptualisierung entziehen. Deren „Inhalte“, wenn man hier diesen Begriff überhaupt verwenden kann und sollte, sind dann aber auch sprachlich nicht zugänglich, nicht direkt kommunizierbar; siehe die einschlägige Diskussion Wittgensteins über Schmerzausdrücke.

¹¹ „Das Wort, welches den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt macht, fügt zu ihm bedeutend von dem Seinigen hinzu, und indem die Idee durch dasselbige Bestimmtheit empfängt, wird sie zugleich in gewissen Schranken gefangen gehalten.“ In: „Ueber das vergleichende Sprachstudium“ (1820), zitiert nach von Humboldt (1985: 20).

zierbaren Gedanken (epistemischen Elemente); erst durch sie bekommt Gedankliches eine Identität, Abrufbarkeit und Wiederholbarkeit; das heißt aber auch: Erst durch sie wird es wandlungsfähig und kann eine Geschichte bekommen. („Die Idee erfährt durch das Wort Bestimmtheit.“) Zugleich geben die sprachlichen Mittel dem Epistemischen Struktur und begrenzen es, spannen es gleichsam in das Korsett sprachkonstituierter Strukturen ein. („Die Idee wird durch das Wort in gewissen Schranken gefangen gehalten.“)

Neben solchen grundsätzlichen Überlegungen des Sprachphilosophen und Sprachwissenschaftlers Wilhelm von Humboldt gibt es auch neuere kognitionstheoretische Evidenz für eine enge Verflechtung von Sprache, Kognition und Wissen. Ich beziehe mich hierbei auf Forschungsergebnisse – und die daraus abgeleiteten theoretischen Überlegungen – des Gedächtnistheoretikers Frederick C. Bartlett.¹² Folgt man den Experimenten und den daran angeknüpften theoretischen Überlegungen von Bartlett, dann ergibt sich schon auf der Ebene einer fundamentalen Konstitution von „Erinnerung“ das Wirksamwerden von Prinzipien, die mit Prinzipien der Konstitution von Sprache (nämlich von Konventionen und Regeln, die jede Sprache tragen müssen) nahezu deckungsgleich sind, mit ihnen konvergieren. Nach dieser Überlegung konvergieren also die Prinzipien von Sprache und Kognition, von Sprache und Episteme in einem wichtigen Punkt, der diesen gemeinsam (als notwendige Voraussetzung, als *conditio sine qua non* ihrer jeweiligen Möglichkeit) zugrunde liegt: in den Prinzipien des menschlichen Gedächtnisses.

Der Begründungszusammenhang ist ein konventionstheoretischer, weshalb kurz näher darauf eingegangen werden muss. Sprache ist im Prinzip ein System symbolischer Zeichen. Genauer ausgedrückt: Sie ist ein kommunikativer Verständigungsmodus, in dem wir Zeichenausdrücke, die uns von anderen präsentiert werden bzw. die wir als von anderen Menschen hervorgebracht wahrnehmen, unter Benutzung symbolischer Interpretationsverfahren und symbolischer Schlüsse (Inferenzen) deuten. Symbolische Schlüsse sind nach dem Semiotiker Charles Sanders Peirce abduktive Schlüsse, d. h. solche verstehensvorbereitenden Schlüsse, bei denen wir unsere Kenntnis über die in einer Gesellschaft bzw. Sprachgemeinschaft geltenden Verwendungskonventionen von Zeichen nutzen.¹³

Die Konvention, die ein symbolisches Zeichen „trägt“, d. h. es interpretierbar und damit überhaupt erst zum kommunikativ nutzbaren Zeichen macht, ist die Gebrauchsregel (oder Verwendungsregel) dieses Zeichens. Wie und wann kennen wir die Gebrauchsregel eines Zeichens? Wir kennen sie – dem Konventionstheoretiker David K. Lewis¹⁴ zufolge –, wenn wir (zahlreiche) vergangene Fälle einer erfolgreichen Verwendung eben dieses Zeichens kennen, in denen eben dieses Zeichen in Kontexten, die mit dem vorliegenden Kontext identisch oder ihm wenigstens sehr ähnlich sind, verwendet wurde, um bei den gedachten Adressaten eben solche interpretierenden Schlussfolgerungen (Inferenzen) zu erzeugen, die mit denjenigen interpretierenden Schlussfolgerungen (Inferenzen) identisch oder ihnen wenigstens sehr ähnlich sind, von denen wir (nach kognitiver bzw. epistemi-

¹² Vgl. Bartlett (1932). Bartlett wird meist als Begründer der kognitiven „Schematheorie“ angesehen, die beim Kognitivisten Marvin Minsky und auch beim Linguisten Charles Fillmore als Vorläufer der neueren *Frame-Konzeptionen* betrachtet wird.

¹³ Bei abduktiven Schlüssen schließt man von einem gegebenen Fall, hier dem Vorkommen eines bestimmten Zeichens in einer bestimmten Umgebung, auf die allgemeine Regel, die dieses Vorkommen des Zeichens in dieser Umgebung erklärt.

¹⁴ Vgl. Lewis (1969); zu einer linguistischen Umsetzung vgl. Busse (1987: 176ff.).

scher Prüfung sämtlicher Kontextbedingungen) annehmen, dass sie diejenigen Schlussfolgerungen sind, zu denen wir von den Zeichenartikulatoren veranlasst werden sollten.

Nach dieser Konventionstheorie spielen also die Präzedenzfälle bisheriger erfolgreicher Zeichenverwendungen in ähnlichen oder identischen Kontexten die tragende Rolle für die Existenz gesellschaftlicher Konventionen. Es ist dabei für das Entstehen und die individuelle Speicherung und Beherrschung von Konventionen unerheblich, ob in diesen vergangenen Präzedenzfällen die Zeichenbenutzer aktiv oder rezipierend tätig waren. Deutlich wird, dass Konventionalisierung hier als eine Art Kategorisierungsleistung aufgefasst wird: Eine größere Menge vergangener Verwendungsfälle eines Zeichenausdrucks, die in ihren konkreten subtilen Details niemals völlig identisch sein werden (ja sein können!), wird unter Nutzung abstraktiver Fähigkeiten (quasi typisierend) zu einem Verwendungswissen zusammengefasst, das zwar nicht im strikten Sinne unifizierend und monostrukturell ist, das aber immerhin so stark abstrahierend typisiert ist, dass es erlaubt, eine begrenzte Menge kommunikativer Zwecke, die mit der Verwendung des fraglichen Zeichenausdrucks abgedeckt werden sollen bzw. können, interpretierend einzugrenzen oder zu identifizieren.

Zwei (eng miteinander zusammenhängende) Arten kognitiver (epistemischer) Leistungen sind es also, die der Möglichkeit sprachlicher Konventionen (und damit der Möglichkeit symbolischer Zeichen) zugrunde liegen: Abstraktion und Typisierung. Hier greifen nun die Ergebnisse der gedächtnispsychologischen Experimente Bartletts und seine daraus gezogenen theoretischen Schlussfolgerungen ein und erlauben es, eine direkte Verbindung zwischen Sprachtheorie (*via* Konventionstheorie) und Kognitiver Theorie (*via* Gedächtnistheorie) herzustellen. Bartlett untersuchte, ob und – wenn ja – in welchem Ausmaß für die kognitive Fähigkeit des „Erinnerns“ Kategorisierungsleistungen notwendig sind, in diese eingreifen und sie strukturieren. Die Ergebnisse seiner Experimente (darunter auch einige Langzeitexperimente) zeigten nicht nur, dass jede Erinnerung (und damit jede Gedächtnisleistung, jedes Speichern von Erlebtem, von Wahrgenommenem im Gedächtnis) notwendigerweise mit Informationsreduktion einhergeht.¹⁵ Es wird also nie die ganze Fülle der wahrgenommenen Details gespeichert (und zwar noch nicht einmal der im aktuellen Wahrnehmungereignis kognitiv verarbeiteten, im vollen Sinne „wahrgenommenen“ Details). Vielmehr wird immer ausgewählt und damit die Menge der gespeicherten Information im Verhältnis zur wahrgenommenen Information stets (teilweise stark) reduziert.¹⁶

Was aber noch wichtiger ist, ist die Tatsache, dass die im Gedächtnisbildungsprozess langfristig „gespeicherten“ Informationen stark typisiert werden. Gespeichert wird offenbar ein mehr oder weniger abstraktes Schema mit einigen stark typisierten Elementen, das aber offene Anschlussstellen enthält, die es bei Bedarf erlauben, in mehr oder weniger freier Extrapolation (oder unter Nutzung anderer Sektoren des Gedächtnisses), das einmal gebildete Schema wieder mit zusätzlichem relevantem epistemischem Material aufzufüllen. Es ergibt sich also nicht nur, dass Bartlett zufolge jede Gedächtnisleistung

¹⁵ Das ist heutzutage Allgemeingut jeder Gedächtnistheorie, wurde aber von Bartlett erstmals experimentell bewiesen.

¹⁶ Nur nebenbei bemerkt: Es ist dies bereits die zweite Stufe der Informationsreduktion im Wahrnehmungs- und Erkenntnisprozess, da ja bereits dem Akt der „Wahrnehmung“ aufgrund der hierfür notwendigen Kategorisierung unvermeidlich ein Moment der Abstraktion von irrelevanten Sachdetails und damit der Informationsreduktion innewohnt – so bereits Kant.

unhintergebar mit Kategorisierung, Abstraktion und Informationsreduktion verbunden ist. Bei der für die Gedächtnisspeicherung notwendigen Schemabildung kommt, so seine Hypothese, notwendigerweise immer ein Moment der Typisierung hinzu. Nicht aktuelle Wahrnehmungsergebnisse in allen Details werden memoriert, sondern typisierte „Zusammenfassungen“ von diesen, die es zugleich erlauben, eine Vielzahl real differierender Ereignisse (und/oder Wahrnehmungsobjekte) im Gedächtnis aufeinander zu beziehen (oder sogar unter einer Oberstruktur gemeinsam, vielleicht sogar als Eines, zu speichern.)

Diese gedächtnispsychologische Erkenntnis entspricht durchaus denktheoretischen Überlegungen aus der Philosophie. So ist etwa auch für Johann Gottfried Herder das Zustandekommen eines Gedankens notwendig mit der Identifizierung zweier (oder mehrerer) an unterschiedlichen Zeitpunkten t^1 und t^2 verarbeiteten Wahrnehmungsergebnisse verbunden; eine solche Identifikationsleistung ist aber ohne Gedächtnis nicht möglich. Nach Herder erlaubt erst die abstrahierende Zusammenfassung von Wahrnehmungsdaten aus zahlreichen Wahrnehmungsergebnissen unterschiedlicher Wahrnehmungszeitpunkte t^1 , t^2 , t^3 ... t^n überhaupt Kategorienbildung und damit kognitive Verarbeitung im vollen Sinne und damit Denken im engeren Sinne. Nach Bartlett ist aber bereits dieser elementaren Identifikationsleistung – also dem Aufeinanderbeziehen unterschiedlicher singulärer Wahrnehmungsergebnisse durch Wahrnehmen vergleichbarer Elemente – ein Moment der Typisierung unhintergebar eingeschrieben. Diese Typisierung ist nun, so Bartletts in unserem Zusammenhang äußerst wichtige Einsicht, kein Ergebnis rein individueller kognitiver Leistung. Sie nimmt vielmehr die sozial zu erwartenden Typisierungen vorweg; sie nutzt sie gleichermaßen, wie sie sie vorbereitet und aufzubauen hilft. Typisierung ist immer, benutzt man den heute dafür üblichen Begriff, die Bildung von Prototypen, d. h. Prototypisierung. Jede individuelle Kategorienbildung nutzt schon auf der elementaren Ebene des Erinnerns, der Gedächtnisbildung, die Prototypisierung und schafft so Prototypenwissen.¹⁷

Diese Prototypisierung reflektiert aber, so Bartlett, immer schon die in einer Gesellschaft vorhandenen sozialen Prototypisierungen oder Schematisierungen und trägt gleichzeitig (über den Weg der Gedächtnisleistung) zu ihrer Bildung wie zu ihrer Aufrechterhaltung bei. Erinnern, Gedächtnisleistung ist – so sein Argument – nie ein *L'art-pour-l'art*-Geschehen; vielmehr erfolgt sie immer schon im Hinblick auf mögliche Zwecke, die Verwirklichung von Interessen. Man kann daher sagen: Jede Erinnerungsleistung ist bereits auf elementarster Ebene zweck- und interessengeleitet. Zwecke und Interessen greifen daher, da Erinnerung und Kategorienbildung untrennbar verbunden sind, bereits auf der Ebene der elementarsten Wahrnehmungsleistungen ein.¹⁸

Die jeder Schemabildung (jeder Abstraktion, jeder Kategorisierungsleistung, jeder – wenn man so will – Konzeptbildung) also notwendig vorausgehende Typisierung (modern ausgedrückt: Prototypenbildung) fasst, so könnte man sagen, eine bestimmte Menge gleichartiger Präzedenzfälle von Wahrnehmungsergebnissen zusammen. Gedächtnisbildung, Erinnern, ja Kategorienbildung und Konzeptualisierung überhaupt werden damit eine Angelegenheit von Präzedenzen. Wenn nun aber jede Schematisierung über die Hebel „Zwecke“ und „Interessen“ sozial gebunden (wenn nicht determiniert) ist, dann ist

¹⁷ Wenn man so will, kann man hier auch die Begriffe „Stereotyp“ und „Stereotypisierung“ verwenden.

¹⁸ Es ist bemerkenswert, dass Bartlett diesen Gedanken bereits vier Jahrzehnte vor dem Erscheinen von Jürgen Habermas' *Erkenntnis und Interesse* so klar formuliert.

auch die hier beschriebene Präzedenzbildung immer ein unhintergebar sozial vermittelter Prozess und nicht einfach reduzierbar auf das Subjektive, Individuelle.

Hier schließt sich der Kreis zurück zur für die Sprachwissenschaft wichtigen Konventionsthematik. Jeder Erinnerung (und damit auch jeder Geschichte und Erzählung, die aus der Erinnerung gespeist wird) wohnt, so könnte man sagen, ein Moment der Typisierung (Prototypikalität) inne. Konventionalität und Prototypikalität sind daher zwei Seiten ein und derselben Medaille. Um es auf den Punkt zu bringen: Konventionalität ist nichts anderes als Prototypikalität, bloß aus einer anderen Perspektive betrachtet. Beides verweist jedoch notwendig immer auf die Vergangenheit. „Prototypisch“ heißt, wie wir ein Ding, eine Sache, eine Person, eine Handlung oder einen Geschehenstyp *in der Vergangenheit* gesehen und erlebt haben. Die vergangene Erfahrung prädeterminiert die neuen Erfahrungen, eröffnet ihnen epistemische Möglichkeitsräume (durch prototypische Anschlussmuster) und begrenzt sie zugleich, lenkt sie in Bahnen. Jedes Feststellen der „Bedeutung“ eines Wortes, Satzes und Textausschnitts ist daher in einem gewissen Sinne implizit „historisch“, sofern es auf Bedeutungskonventionen (und andere sprachliche oder epistemische Regeln) zurückgreift. Die Veränderlichkeit ist der Konventionalität mithin untrennbar eingeschrieben, von ihr begrifflich-logisch nicht zu trennen.

Die Einsicht, dass Gedächtnis bzw. Erinnern (und damit Kognition und Episteme überhaupt) einerseits und Konventionalität (und damit Sprache und symbolische Interaktion) andererseits auf denselben kognitiven (epistemologischen) Prinzipien beruhen, ist – so meine These – ein zentraler Punkt, der Kognition, Kultur und Sprache (und die jeweiligen Wissenschaften) in Konvergenz zueinander bringt. Bei näherer Betrachtung sollte es nicht überraschen, dass Konventionalität und Erinnerung bzw. Gedächtnis eng zusammenhängen. Unser Wissen über die Konventionen einer Sprache entspricht – will man es metaphorisch ausdrücken – immer dem sozialen Gedächtnis der Sprache. Dabei mag die Erkenntnis, dass Sprache (über die Konventionalität) etwas unhintergebar Soziales darstellt, heutzutage nur noch die hartnäckigsten Nativisten unter den Linguisten überraschen.¹⁹ Umgekehrt mag es für Kognitivisten (aber vielleicht auch für erkenntnistheoretisch interessierte Philosophen) noch eine provozierende Idee sein, dass jeglicher Form von Wahrnehmung, Erkenntnis und Konzeptbildung bereits ein Moment des Typisierenden, Prototypikalischen, *via* Zwecke und Interessen unhintergebar sozial Determinierten und *via* Konventionen implizit historisch (wenn man so will: genealogisch) Determinierten innewohnt.

Dieser Punkt ist für meinen Argumentationsgang von zentraler Bedeutung, denn: Hier kommen die Bedingungen und Prinzipien von Kognition, Sprache und Kulturalität *via* gesellschaftlichem Wissen bzw. kulturell determinierter Episteme) in eine enge Beziehung, wenn nicht zu einer begrifflich-grundlagentheoretischen Konvergenz.²⁰ Im Folgenden möchte ich zu dieser Konvergenz einige weitere Beobachtungen und Überlegungen anschließen. Die Ausführungen strukturieren sich durch das Beziehungsgeflecht der beteiligten Größen bzw. Bereiche: Sprache, Kognition, Kultur, Wissen und Medialität.

Zum Verhältnis von Sprache und Kognition ist im Grunde das wichtigste in unserem Kontext Relevante bereits gesagt. Abgesehen von Strukturgleichheiten (bzw. Ge-

¹⁹ Also solche Vertreter, die, wie Noam Chomsky, die Linguistik am liebsten zu einem Zweig der Biologie gemacht hätten.

²⁰ Zu dieser Konvergenz habe ich in Busse (2007a) zehn zentrale Thesen formuliert.

meinsamkeiten in den zugrunde liegenden Prinzipien und Prozessen erschließt es sich über das Moment des Wissens, der Episteme. Kognitive Prozesse beim Sprache benutzenden Menschen basieren auf und operieren zu einem größeren (und in unserem Kontext interessanteren) Teil mit Wissen, das im Gebrauch von Sprache konstituiert und strukturiert wurde. Verbindendes Moment ist die Schematisierung des Wissens und seine sich aus diesen Schematisierungen ergebende Architektur.²¹ Für solche Schemabildungen ist das Konzept des *Frames* vorgeschlagen worden. In der Linguistik ist es bekannt als Konzept der „semantischen Rahmen“ im Sinne der *interpretive semantics* von Charles Fillmore.²² In der allgemeinen Kognitionswissenschaft war es Marvin Minsky,²³ der am Beispiel optischer Wahrnehmungen den *Frame*-Charakter des für solche Leistungen notwendigen Wissens exemplifiziert hat (bei ihm mit deutlichem Hinweis auf die Schematheorie von Bartlett). Ich verwende, um die allgemeine, grundbegriffliche Qualität dieses Konzepts zu unterstreichen, die Bezeichnung „Wissensrahmen“.

Schemabildungsprozesse (bzw. die Bildung von Wissensrahmen / *Frames* sind insofern sprachlich, als nur (oder, will man es vorsichtiger ausdrücken: vor allem) der aktive Gebrauch der Schemata (*Frames*) in Akten sprachlicher Kommunikation diese stabilisiert (auf Dauer stellt), mit Wissen anreichert und veränderlich macht. „Das Wort fügt dem Begriff von dem Seinigen hinzu“ (siehe oben; von Humboldt), indem die begriffsbildenden, aber auch die darüber hinaus gehenden epistemischen Schemata erst in ihrem Gebrauch im Kontext sprachlicher Äußerungen und Texte mit epistemischem Material (Wissens-elementen) aufgeladen werden.²⁴ Da sowohl die sprachlichen Zeichen als auch die ihrem Verstehen zugrunde liegenden *Frames* oder Schemata nur im Kontext ihre (volle) epistemische Funktion erfüllen, kann man hinsichtlich des angemessenen Verstehens sprachlicher Zeichen (Sätze, Texte) auch von einem Vorgang der „Kontextualisierung“ sprechen.²⁵

Sprache ist (wenn man so will) das „Medium“, in dem sich nicht nur die Artikulation und Kommunikation des gesellschaftlichen Wissens vollzieht, sondern in dem dieses zugleich als solches (d. h. als gesellschaftliches) konstituiert und strukturiert wird. Damit ist Sprache (sind die sprachlichen Erzeugnisse, wie z. B. Texte) aber keineswegs das „Archiv“ dieses Wissens. Wollte man eine archivalische Metapher in Bezug auf die Sprache überhaupt verwenden, so könnte man sie noch am ehesten als das „Findebuch“, als das „Register“ des Archivs des gesellschaftlichen Wissens charakterisieren. Dieses „Suchregister“ enthält nur Verweise; und zwar Verweise auf etwas, was jeder Sprachverstehende für sich im Prozess des Verstehens (genauer: in den Schlussfolgerungs- oder Inferenzpro-

²¹ Zum Aspekt der Architektur des Wissens vgl. die Überlegungen in Busse (2005).

²² Vgl. für einen Überblick Fillmore (1977) und (1982). Für einen logikbasierten Ansatz der *Frame*-Semantik vgl. Barsalou (1992).

²³ Vgl. Minsky (1974).

²⁴ Bedeutungstheoretisch ist es sinnvoll, in diesem Zusammenhang an Husserls (⁶1980: 38) bezüglich der Deutung von Zeichen vorgenommene Unterscheidung von „bedeutungsverleihenden“ und „bedeutungserfüllenden“ geistigen Akten zu erinnern. Man kann davon ausgehen, dass dieser Unterschied auch an Schemata bzw. *Frames* festgestellt werden kann. Man kann dann von „voll spezifizierten“ *Frames* sprechen und diese von epistemisch bzw. inhaltlich nicht voll spezifizierten *Frames* unterscheiden, die dann allerdings auch kein vollständiges Verstehen ermöglichen. Vgl. zum hier vertretenen bedeutungs- und interpretationstheoretischen Grundkonzept Busse (1991).

²⁵ Der hier verwendete Kontextualisierungsbegriff ist ein epistemischer. „Kontextualisierung“ meint also so etwas wie „Situierung in einem inhaltlich strukturierten (also nicht zufälligen, aber dennoch immer kontingenten) Gefüge von *Frames* bzw. Schemata. Vgl. dazu ausführlicher Busse (2007c).

zessen, die zum Verstehen führen) allererst epistemisch realisieren, konkretisieren muss. Man kann dies im Sinne Husserls als den Prozess der „Sinnerfüllung“ bezeichnen. Die Sprache als Register des Wissens erfüllt ihre Aufgabe, indem die einzelnen Zeichen und ihre spezifischen Kombinationen jeweils Wissen, (Rahmen, Schemata und Rahmen- bzw. Schemakomplexe) „evozieren“ (Fillmore).²⁶ In dieser Funktion ist sie, wollte man diese Metapher fortspinnen, „zweistufig“. Sprache als Inventar an Zeichen (nach de Saussure sagte man: „System“) ist sozusagen die erste Stufe des auf Wissen verweisenden „Registers“; dessen zweite Stufe stellen die aus bzw. mit den Zeichen erzeugten Texte dar. Auch Texte sind daher keineswegs „bedeutungserfüllt“ im Sinne Husserls. Sie sind nur Verweisungsmittel sozusagen höherer Aggregationsstufe, die zu ihrem Verstehen ebenfalls erst massiv mit Schemawissen „aufgefüllt“ werden müssen. (Wie in der Hermeneutik alter Texte, siehe z. B. Schleiermacher, immer schon bewusst war.)

Die Frage nach der Grenze zwischen „Sprachwissen“ und „Weltwissen“, zwischen „Bedeutung kennen“ und „Sinn verstehen“ ernsthaft stellen zu wollen, führt daher in eine Aporie. Eine kategoriale Unterscheidung zwischen beidem dürfte kaum möglich sein. Eher kann man beide Aspekte des verstehensrelevanten Wissens wohl, zumindest wenn man es von einem epistemologischen Standpunkt her betrachtet, als ein Kontinuum begreifen, als eine Art Skala, die von einer inhaltsleeren Implementation purer Zeichenausdrücke, die einzelnen „Verstehensversuchern“ außer dem Verweis auf das gespeicherte lexikalische Wissen der unverbundenen Einzelzeichen praktisch „gar nichts sagen“, am einen Ende des Spektrums bis zu einer interpretatorisch aufgeladenen „Bedeutungserfüllung“ am anderen Ende des Spektrums reichen kann, mit der die Interpreten weitaus mehr in die Zeichenkomplexe hineinlegen, als die „Verfasser“ jemals mit vollem Bewusstsein intendiert und bewusst realisiert haben. Eine klare Grenze zwischen „Sprache“ und „gesellschaftlichem Wissen“ kann daher nach der hier vertretenen Auffassung empirisch wohl niemals gezogen werden, und sollte daher auch in der Theorie nicht angenommen werden.

Eine epistemologisch ausgerichtete Semantik versucht, das verstehensrelevante Wissen möglichst umfassend zu explizieren und aufzuklären. Da sich in diesem Wissen vorgängige, gesellschaftlich konstituierte und damit kulturell vorgeprägte Schematisierungen (und *Frame*-Strukturen) niederschlagen, ist eine auf Verstehensbedingungen zielende semantische Forschung schon von allem Anfang an genuin kulturwissenschaftlich orientiert. Indem die epistemologische Semantik über die Suche nach dem verstehensermöglichenden Wissen die Rahmenstruktur des gesellschaftlich geprägten Denkens selbst zu erschließen sucht, erschließt sie nicht nur Aspekte des kulturellen Wissens als solchem, sondern erfasst mit ihren spezifischen Mitteln das, was „Kultur“ als solche im Kern ausmacht. Dabei stehen die kulturellen Artefakte, die wir „Sprache“, „Begriffe“, „Texte“ oder „Diskurse“ nennen, prinzipiell auf derselben Ebene wie andere kulturelle Artefakte, die andere Medien benutzen (wie z. B. die bildende Kunst). Die verschiedenen Formen der Kultur benutzen größtenteils dasselbe gesellschaftliche Wissen und setzen dieselben Rahmen- und Schemastrukturen der Episteme voraus wie die medial jeweils von ihnen differierenden Formen. Auch die so genannten „Praktiken“, „Performanzen“, die in heutigen kulturwissenschaftlichen Forschungsansätzen so gerne untersucht werden, setzen Schemabildun-

²⁶ Damit wird zugleich deutlich, dass die Zeichen das verstehensrelevante Wissen, ihre „Bedeutung“, nicht „enthalten“ oder „transportieren“. Auf die von Fillmore (1982) eingeführte Unterscheidung von „evozieren“ und „invozieren“ gehe ich hier aus Platzgründen nicht ein. Vgl. dazu ausführlicher Ziem (2007).

gen, Wissensrahmungen voraus, die sich strukturell von anderen Formen des Wissens im Kern nicht unterscheiden.

Das Rahmenmodell des Wissens ist daher hervorragend geeignet, um kognitive, linguistische und kulturwissenschaftliche Perspektiven zu integrieren. Indem die Rahmenstruktur des gesellschaftlichen Wissens in der Funktion des verstehensrelevanten (das Verstehen ermöglichenden Wissens direkt an die Funktionen von Sprachzeichen (und Sprachzeichenkomplexen wie Sätzen, Texten und Diskursen) gekoppelt ist, kann einer sprachbezogenen Analyse eine Schlüsselrolle für die Untersuchung des kulturellen Wissens zukommen. Innerhalb des Theorie- und Methodenspektrums der modernen Kulturwissenschaften ist dies zum ersten Mal in der Begriffsgeschichte nach dem Konzept des Historikers Reinhart Koselleck so gesehen und projiziert worden.²⁷ Aus einer Kritik an der auf das Einzelwort bezogenen Beschränkung von dessen Modell sind alsbald Konzepte einer „Diskursanalyse nach Foucault“ entwickelt worden, die auch in die Linguistik Eingang gefunden haben.²⁸ Allen Konzepten gemeinsam ist das Ziel, das in der Benutzung sprachlicher Elemente (Wörter, Sätze und Texte) zum Vorschein kommende, ihr Erscheinen (an diesem Punkt, zu dieser Zeit) ermöglichende Wissen möglichst umfassend zu erschließen. Die methodisch teilweise sehr unterschiedlichen Ansätze einer kulturwissenschaftlichen Semantik konvergieren also in dem Ziel der Erschließung des verstehensrelevanten (verstehensermöglichenden) Wissens. Dieses Wissen geht weit über das hinaus, was in traditionellen Modellen der linguistischen Semantik noch als zur Bedeutung gehörig gerechnet wurde. Die Grenzen der klassischen linguistischen Analyse werden in diesen Ansätzen quasi zwangsläufig transzendiert, da eine Beschränkung auf die reduktionistischen Bedeutungsmodelle der formalen Linguistik ungeeignet wäre, eine kulturwissenschaftlich motivierte semantische Analyse auch nur annähernd zu stützen. Da es um Wissen geht, verwende ich für diese Neuorientierung einer kulturwissenschaftlich ausgerichteten linguistischen Semantik die Bezeichnung „Linguistische Epistemologie“.

Eine Linguistische Epistemologie steht im Kreuzungspunkt von kognitiver, linguistischer und kulturwissenschaftlicher Perspektive, weil sie einerseits die kognitiven Bedingungen der Möglichkeit der Erzeugung von sprachgestütztem Sinn ernst zu nehmen hat. Zum anderen muss sie aber auch die sozialen, kulturell konstituierten Bedingungen von (kollektivem) Sinn berücksichtigen, da aufgrund der aus der Arbitrarität erwachsenden Konventionalität sprachlicher Zeichen und anderer kultureller Symbolsysteme nur über die Sozialität des das Verstehen ermöglichenden Wissens kommunikativer Austausch, Diskursivität und Kulturalität möglich werden. Über die Funktion des „Alter Ego“²⁹ ist Sozialität (und damit Kultur) tief in die Möglichkeit kommunikativer Verständigung eingeschrieben. Da jeder, der sich sprachlich verständigen will, seine kommunikativen Intentionen und die im Abgleich zu diesen aus dem Repertoire herangezogenen Sprachzeichen und -Anordnungen nach dem Kriterium eines hypothetisch unterstellten „generalisierten Anderen“ bildet (bzw. auswählt), ist jeglicher Sprachverwendung (und geschehe sie auch im „innersten Monolog“) unhintergebar ein Moment von Sozialität und Kulturalität eingeschrieben.

²⁷ Zu den Details dieses für das Lexikon-Monumentalwerk *Geschichtliche Grundbegriffe* entwickelten Ansatzes vgl. Koselleck (1972) und zusammenfassend Busse (1987: 43ff.).

²⁸ Vgl. programmatisch Busse (1987) und neuerdings Warnke (2007) mit Bezug auf Foucault (1969 und 1971).

²⁹ Das der Sozialpsychologe George Herbert Mead (1934: 152ff.) einen „generalisierten Anderen“ genannt hat.

Gerade hierin berühren sich nicht nur Linguistik und Kulturwissenschaften aufs Engste, sondern ebenso Kulturwissenschaften und Kognitionswissenschaften. Keine Kognitionswissenschaft kommt darum herum anzuerkennen, dass das, was hier untersucht wird (Konzeptbildung, Schemabildung und Schemastrukturen des Wissens), im Kern Ergebnisse kultureller Prozesse sind. Umgekehrt kommt im Prinzip keine Kulturwissenschaft darum herum, genauestens zu berücksichtigen, in welcher Weise die kulturell interessanten Phänomene kognitiv wirksam werden, kognitiv strukturiert und durch die Bedingungen kognitiver Prozesse prädestiniert sind. Bindeglied zwischen diesen verschiedenen Forschungsperspektiven wäre eine nicht-reduktionistische Epistemologie,³⁰ die als transdisziplinäres Methodenspektrum das verstehensrelevante (gesellschaftlichen Sinn ermöglichende) Wissen in allen seinen konstitutiven Aspekten berücksichtigt bzw. in den Blick nimmt. Eine linguistisch-semantische Form der Epistemologie kann zu dieser Verbindung der verschiedenen Forschungsperspektiven einen wichtigen Beitrag leisten, da ihr Gegenstand gleichsam im Kreuzungspunkt von Kognitions- und Kulturwissenschaften liegt. Mit den Kognitionswissenschaften teilt sie den Blick auf die für das Denken und Wissen konstitutiven Elemente und Prozesse (Verstehen erzeugende Inferenzen und bei den Inferenzen als Eingangsdaten benutztes Wissen). Mit den Kulturwissenschaften teilt sie die – wie Foucault sie genannt hat – „genealogische“ Perspektive, also die Berücksichtigung der Nichtzufälligkeit, der kulturellen Bedingtheit der Schemabildungen und Strukturen des in Form der Verstehensvoraussetzungen in den Blick kommenden gesellschaftlichen Wissens.

Zugleich bleibt eine so verstandene Epistemologie immer rückgebunden an die Perspektive der Medialität. Sprache als „Medium primärer Stufe“ ist immer rückgebunden an die kulturellen Bedingungen des Erscheinens und der Verbreitung des Wissens, die in der Medialität zweiter und dritter Stufe zum Ausdruck kommen. Zugleich interagiert sie mit anderen Medien der primären Stufe (wie vor allem den Bildmedien), für deren Möglichkeit sie einerseits Voraussetzungen liefert,³¹ deren Möglichkeiten sie andererseits aber selbst wiederum nutzt und (zumindest teilweise) voraussetzt.³²

Zwar müssen Linguisten aus anthropologischen Gründen strikt daran festhalten, dass die mündliche Form des Gebrauchs und der Realisierung von Sprache der schriftlichen funktionell vorgängig ist. Gerade in kulturwissenschaftlichem Interesse wäre es jedoch fatal, die zentrale konstitutive Wirkung des (Sekundär-)Mediums „Schrift“ für die Entstehung wie für die (diskursive) Strukturierung des verstehensrelevanten Wissens zu leugnen, die für unsere Gesellschaften zu konstatieren ist. Es wäre daher verkehrt, einen „linguistischen“ Standpunkt einer Epistemologie gegen eine schrifttheoretisch basierte Perspek-

³⁰ Was heute unter dem Titel „Epistemologie“ gehandelt wird, ist meist nicht viel mehr als Wissenschaftsgeschichte / -theorie. So faktisch selbst noch bei Foucault, der in der „Ordnung der Dinge“ auch ausschließlich wissenschaftliche Diskurse untersucht hat. Die hier angestrebte Epistemologie würde demgegenüber die Gesamtheit des gesellschaftlichen Wissens (gleich welcher Provenienz und Strukturprinzipien) zu ihrem Gegenstand machen müssen.

³¹ Insofern die meisten in heutigen Bildmedien wirksam werdenden kognitiv-epistemischen Schemata nur auf der Basis einer vorgegebenen Sprachlichkeit des Menschen als solche konstituiert und kommunikativ genutzt werden können.

³² Indem sie durch sie kommuniziertes Wissen sprachlich-diskursiv fasst und ausbeutet, wie nicht zuletzt in der Metapher der „sprachlichen Bilder“ deutlich wird.

tive³³ in Position zu bringen. Moderne Schrifttheorien und darauf basierende kulturwissenschaftliche Ansätze nutzen – wie übrigens auch die moderne Semiotik – eine Perspektive auf Zeichen und Zeichengebräuche, bei denen die „kommunikativen Absichten“ realer oder fiktiv unterstellter (historischer) Kommunikatoren zurückgestellt werden gegenüber den Effekten, die die einmal in die Umwelt entlassenen Zeichen (und Texte) als solche im Feld der Episteme hervorbringen (können). Sie erinnern – gegen die Verkürzungen rein intentionalistischer und handlungstheoretischer Sprachmodelle – an den gesellschaftlichen, kulturell determinierten Ursprung des in den Sprachzeichen verhandelten (verstehensermöglichenden) Wissens.

Medialität – auch die Medialität der anfangs genannten „dritten Ebene“, wie Printmedien, Rundfunk/Fernsehen, Internet usw. – ist aber noch aus einem anderen Grunde zentral auch für eine sprachwissenschaftlich motivierte Forschung im Bereich der Epistemologie. Funktionen und Wirkungen sprachlicher Zeichen und Texte können nicht adäquat untersucht werden ohne Berücksichtigung der medialen Formen, in denen sie erscheinen. Auch wenn viele Linguisten dies selbst heute – 40 Jahre nach dem Entstehen der Textlinguistik – noch nicht akzeptieren wollen: Das sich auf „Gattungen“, „Textsorten“, mediale Präsentationsformen und -umgebungen beziehende gesellschaftliche Wissen ist ebenso genuin sprachliches, genuin verstehensrelevantes Wissen wie dasjenige Wissen, das meistens der „Semantik“ zugerechnet wird. Nach der hier vertretenen Auffassung kann es eine epistemologisch reflektierte Erforschung des semantisch relevanten Wissens ohne Einbeziehung von im weiteren Sinne medialen Aspekten der Strukturierung und Funktionsspezifizierung sprachlicher Zeichenkomplexe (gemeinhin: Texte) gar nicht geben.

Kognition, Kulturalität, Medialität und Sprache sind – dies zeigt das Programm einer transdisziplinären Epistemologie, die hier aus der Perspektive eines der beteiligten Fächer als „linguistische Epistemologie“ konzipiert worden ist – theoretisch, methodisch und forschungsperspektivisch aufs Engste miteinander verbunden. Dass „Sprache“ dabei im Zentrum steht, soll keine neue *mater scientiarum* kreieren, sondern steht für ein sich aus der *conditio humana* ergebendes (und mithin unhintergebares) anthropologisches Faktum.

Literatur

- BARSALOU, Lawrence W. (1992). „Frames, concepts, and conceptual fields“, in: Adrienne LEHRER und Eva F. KITTAY (Hrsg.). *Frames Fields and Contrasts*. Hillsdale, N.J., 21–71.
- BARTLETT, Frederick C. (1932). *Remembering: A Study in Experimental and Social Psychology*. Cambridge.
- BUSSE, Dietrich (1987). *Historische Semantik*. Stuttgart.
- BUSSE, Dietrich (1991). *Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik*. Opladen.
- BUSSE, Dietrich (2005). „Architekturen des Wissens. Zum Zusammenhang von Semantik und Epistemologie“, in: Ernst MÜLLER und Sigrid WEIGEL (Hrsg.). *Begriffsgeschichte im Umbruch*. Hamburg, 85–99. (*Archiv für Begriffsgeschichte*, Sonderheft 2004)
- BUSSE, Dietrich, Thomas NIEHR und Martin WENGELER (Hrsg., 2005). *Brisante Semantik. Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik*. Tübingen. (Germanistische Linguistik; 259)

- BUSSE, Dietrich (2007a). „Linguistische Epistemologie. Zur Konvergenz von kognitiver und kulturwissenschaftlicher Semantik am Beispiel von Begriffsgeschichte, Diskursanalyse und Frame-Semantik“, in: Heidrun KÄMPER (Hrsg.). *Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung*. Berlin und New York, 112–126. (= *Jahrbuch 2007 des Instituts für deutsche Sprache*)
- BUSSE, Dietrich (2007b). „Begriffsgeschichte – Diskursgeschichte – Linguistische Epistemologie. Bemerkungen zu den theoretischen und methodischen Grundlagen einer Historischen Semantik in philosophischem Interesse anlässlich einer Philosophie der Person“, in: Alexander HAARDT und Nikolaj PLOTNIKOV (Hrsg.). *Der Diskurs der Persönlichkeit: Philosophische Begriffe im interkulturellen Umfeld*. München, 86–115.
- BUSSE, Dietrich (2007c). „Diskurslinguistik als Kontextualisierung: Methodische Kriterien. Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens“, in: Ingo WARNKE (Hrsg.). *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. Berlin und New York, 81–105.
- FILLMORE, Charles J. (1977). „Scenes and Frames Semantics“, in: A. ZAMPOLLI (Hrsg.). *Linguistic Structure Processing*. Amsterdam, 55–81.
- FILLMORE, Charles J. (1982). „Frame Semantics“, in: THE LINGUISTIC SOCIETY OF KOREA (Hrsg.). *Linguistics in the Morning Calm*. Seoul, 111–137.
- FOUCAULT, Michel (1969). *L'archéologie du savoir*. Paris. (dt.: *Die Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main 1973)
- FOUCAULT, Michel (1971). *L'ordre du discours*. Paris. (dt.: *Die Ordnung des Diskurses*. München 1974)
- VON HUMBOLDT, Wilhelm (1985). *Über die Sprache. Ausgewählte Schriften*. Herausgegeben von Jürgen TRABANT. München.
- HUSSERL, Edmund (⁶1980). *Logische Untersuchungen. Bd. III/1*. Tübingen. (Nachdruck der zweiten umgearbeiteten Auflage 1913; zuerst 1901)
- KOSELLECK, Reinhart (1972). „Einleitung“, in: Otto BRUNNER, Werner CONZE und Reinhart KOSELLECK (Hrsg.). *Geschichtliche Grundbegriffe*. Bd. 1. Stuttgart, XIII–XXVIII.
- LEWIS, David K. (1969). *Convention. A philosophical Study*. Cambridge, MA.
- MEAD, George Herbert. *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt am Main 1968. (Originaltitel: *Mind, Self and Society*. Chicago 1934)
- MINSKY, Marvin (1974). „A Framework for Representing Knowledge“, in: *Artificial Intelligence Memo No. 306*, M.I.T. Artificial Intelligence Laboratory. [Abgedruckt in: Patrick H. WINSTON (Hrsg., 1975). *The Psychology of Computer Vision*. New York, 211–277. – Auszug abgedruckt in: Dieter METZING (Hrsg., 1980). *Frame Conceptions and Text Understanding*. Berlin und New York, 1–25. – dt. in: Dieter MÜNCH (Hrsg., 1992). *Kognitionswissenschaft. Grundlagen, Probleme, Perspektiven*. Frankfurt am Main, 92–133.]
- WARNKE, Ingo (Hrsg., 2007). *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. Berlin und New York.
- ZIEM, Alexander (2007). *Frame-Semantik und lexikalisches Bedeutungswissen*. Dissertation. Düsseldorf.

³³ Wie sie u.a. im Werk von Jacques Derrida zum Ausdruck kommt.